

Mark Roberts

Totenprediger

Aus dem Englischen von Angela Koonen

Für Linda und Eleanor

Es war gar keine Perle.

Es war der Mond.

Prolog

Oktober 1984

„Du wirst hier sehr glücklich sein, Eve“, sagte Mrs Tripp.

Von der anderen Seite des Schreibtischs aus schaute Eve über die Schulter der großen Frau durch das Fenster in den roten Sonnenuntergang. Sie spürte die Leere unter ihren Füßen, die in weißen Socken und roten Sandalen über dem Teppich baumelten.

„Eve, wie alt bist du?“

Ihre Augen funkelten, als sie Mrs Tripp ansah, aber sie lächelte. Die fette Frau ihr gegenüber war die Leiterin des Kinderheims. „Neunundzwanzig ... minus ... dreiundzwanzig“, antwortete sie.

„Kluges Mädchen.“ Mrs Tripp blickte auf die prall gefüllte Akte vor sich.

Auf dem braunen Pappdeckel las Eve die auf dem Kopf stehenden Buchstaben. Dort stand ihr Name mit Filzstift geschrieben: E V E T T E C L A Y. Sie fragte sich, was sich wohl alles in dem Schnellhefter befand.

„Interessant“, meinte die Sozialarbeiterin neben ihr und deutete darauf.

„In der Tat“, bekräftigte Mrs Tripp. „Aber solche Schriftstücke werden schon bald obsolet sein. Das alles wird in einen Computer eingegeben, all diese wichtigen Informationen. Kannst du dir das vorstellen?“

Eve umklammerte die Schreibtischkante. Das Holz hatte dieselbe Farbe wie Schwester Philomenas Sarg. Und Eve hatte plötzlich das Gefühl, als würde ihr Herz wegsacken. Früher war kein Tag ohne Philomena vergangen, aber jetzt war sie tot.

Eves früheste Erinnerung war Philomenas strahlendes Lächeln, hell wie der Sonnenschein.

Ein Mädchen wie dich, Eve, habe ich mir immer gewünscht.

Ihre letzte Erinnerung war Philomena im Sarg. Eve hatte die Finger in ihre Hand schieben wollen, aber was sie berührte, war tot wie Stein. Die Kerzen in der Kapelle hatten geflackert, und alles Schöne war vorbei. Eve hatte alles verloren.

Das Heim, in dem sie sich nun befand, das katholische Kinderheim St. Michael in der Nähe der Wavertree Road am höchsten Punkt von Edge Hill, besaß zwar Fenster, durch die man meilenweit sehen konnte, aber sie mochte es trotzdem nicht. Es war nicht wie das St. Claire, in

dem Eve sechseinhalb Jahre gelebt hatte, wo ihr Schwester Philomena das Lesen und Schreiben beigebracht, ihr alles über Zahlen, über Jesus und den Teufel erzählt hatte. Ihr Zuhause war das St. Claire gewesen und sonst nichts.

Mrs Tripp redete lächelnd weiter, während Eve den Geräuschen des Hauses lauschte. Draußen spielten Kinder, drinnen sangen ein paar Erwachsene ein Lied mit, das gerade im Radio lief.

„Eve!“ Die Sozialarbeiterin holte das Mädchen in die Gegenwart zurück. „Nimm die Hände von Mrs Tripps Schreibtisch!“

Augenblicklich ließ sie die Schreibtischkante los. „Tut mir leid.“

„Natürlich wirst du nicht für immer hier bleiben, Eve“, sagte Mrs Tripp. Ihr Blick glitt zurück zu der Akte, als handelte es sich dabei um ein spannendes Buch, das sie gezwungenermaßen weggelegt hatte, doch unbedingt weiterlesen wollte. „Wir können und werden eine Familie für dich finden, eine gute katholische Familie, die sich nichts mehr wünscht als ein nettes kleines Mädchen ...“

Eve rutschte auf dem Stuhl etwas nach vorn, um mit den Zehenspitzen den Fußboden zu erreichen. „Ich möchte ...“, begann sie inbrünstig, hielt dann aber inne.

„Sprich weiter“, ermunterte Mrs Tripp sie wachsam.

Der Wind wehte ein vertrocknetes braunes Blatt an die Fensterscheibe. Es kratzte am Glas entlang, während der Himmel hinter dahintreibenden, blutroten Wolken verschwand.

„Ich möchte bei Schwester Philomena bleiben.“

Mrs Tripp und die Sozialarbeiterin tauschten einen kurzen Blick. Eve rutschte wieder zurück bis zur Rückenlehne und ließ die Füße in der Luft baumeln. Sie fühlte, wie sich die Hand der Sozialarbeiterin unangenehm auf ihren Arm legte.

„Bei Schwester Philomena? Nun, Eve, sie lebt jetzt bei Jesus.“

„Dann möchte ich bei Schwester Philomena und Jesus wohnen.“

„Du weißt, dass das nicht geht, Eve“, sagte die Sozialarbeiterin, und Mrs Tripp nickte. „Schwester Philomena war sehr alt und krank. Es war für sie an der Zeit zu gehen, zu Jesus, unserem Herrn. Du dagegen bist ein junges Mädchen und kerngesund. Deine Zeit ist noch nicht gekommen.“ Draußen brachte der Wind einen tiefen, pfeifenden Ton hervor wie die Orgel in der Kapelle des St. Claire. „Wir haben sogar schon eine Familie gefunden, die lange auf diese Chance gewartet hat, und wir glauben...“

„Nein!“ Eve, vom Stuhl aufgesprungen, machte sich von der Sozialarbeiterin los. „Ich will nicht bei einer Pflegefamilie wohnen!“

Das Mädchen überlegte angestrengt, was Schwester Philomena alles gesagt hatte, als sie zum letzten Mal allein gewesen waren – Ratschläge für die Zeit nach ihrem Tod.

Mrs Tripp lächelte nun nicht mehr, sondern zog eine beleidigte Schnute.

Eve fiel es wieder ein. „Sie können mich nicht zwingen, bei einer Familie zu wohnen, wenn ich das nicht will!“

„Aber Eve ...“ Mrs Tripp, die Hände auf den Schnellhefter gelegt, kniff in den Rückenfalz, wodurch die Unterlagen an der offenen Seite ein wenig herauslugten.

„Ich will hier bleiben, bis ich alt genug bin, um auszuziehen.“ Sie erinnerte sich an einen schwierigen Ausdruck, den Philomena benutzt hatte. „Ich bin seit meiner Geburt in Fürsorgeeinrichtungen.“

„Und wir sind froh, dass du bei uns bist, Eve.“

„Ich habe Rechte.“

„Aber die meisten Kinder ...“

„Ich bin nicht die meisten Kinder, Mrs Tripp.“

Schweigen. Eve dachte daran zurück, wie sie bei Schwester Philomena am Bett gesessen hatte, bevor diese eingeschlafen und später in der Kapelle aufgebahrt worden war. Philomenas Ratschläge schwirrten ihr durch den Kopf. Es wurde Zeit, die Trumpfkarte auszuspielen. So hatte Philomena es genannt.

„Wenn Sie meine richtigen Eltern finden, werde ich bei ihnen wohnen, andernfalls bleibe ich hier, bis ich erwachsen bin.“

Die Sozialarbeiterin schaute sie entgeistert an.

„Eve, geh zur Tür und warte dort.“

Eve gehorchte, aber sie ließ die Frauen nicht aus den Augen, weder die fette Heimleiterin noch die Bohnenstange. Sie beugten sich einander zu und fingen an zu flüstern, wobei sie mit der Hand den Mund abschirmten.

Während Eve sie beobachtete, fragte sie sich, ob der Schreibtisch wohl aus demselben Holz gezimmert war wie Schwester Philomenas Sarg. Sie hatte ein feines Gehör und spitzte die Ohren, bis das Getuschel aufhörte.

„Komm her, Eve“, befahl Mrs Tripp schließlich.

Gehorsam kehrte sie zu ihrem Stuhl zurück, setzte sich und blickte auf die abgewetzten Zehenkappen ihrer Sandalen hinunter.

„Also gut, Eve“, sagte Mrs Tripp. „Wir werden sehen, wie du über das Leben in einer Familie denkst, wenn du ein wenig älter geworden bist. Fürs erste scheinst du ja recht feste Vorstellungen zu haben. Gibt es noch etwas anderes, das du uns sagen möchtest, da du schon dabei bist?“

Eve schaute von ihren Schuhen auf.

„Ich würde Sie gern etwas fragen.“

„Nur zu.“

„Was ist eine Schlampe?“

„Wie bitte?“, fragten die Frauen wie aus einem Mund.

Eve wandte sich an die Sozialarbeiterin und sah ihr direkt ins Gesicht. „Sie haben gerade gesagt: ‚Sie redet sogar wie die alte Schlampe.‘“

Mrs Tripp knallte laut den Kugelschreiber auf die Schreibtischplatte. Eve drehte den Kopf zu ihr. „Wir heißen dich im St. Michael’s willkommen! Wir dulden hier keine ordinäre Sprache und verlangen Gehorsam im Namen Jesu Christi.“

Hinter ihr, draußen am Himmel, hingen korallenrote Wolken über dem Mersey, und es war schon fast dunkel geworden. Mrs Tripp schlug die Akte wieder auf und fing an zu lesen, während Eve der Sozialarbeiterin zur Tür folgte.

„Ich hoffe, du wirst hier sehr glücklich werden, Eve“, hörte sie Mrs Tripp erneut sagen.

30 Jahre später:

Beginn der Endzeit

Der

Erster Tag

((HIER ZEICHNUNG TRAPEZ EINFÜGEN; wie im ORIGINAL!))

1

23.55 Uhr

Kurz vor Mitternacht fuhr DCI Eve Clay auf eine rote Ampel zu. Bevor sie auf der verschneiten zweispurigen Fahrbahn beschleunigte, um über die Kreuzung zu rasen, horchte und schaute sie aufmerksam, ob sich andere Fahrzeuge näherten.

Der Schneesturm war nach Nordwesten über die Irische See weitergezogen, aber es hing noch ein eiskalter Nebel in der Luft. Hinter ihr in der Ferne hörte sie Sirenen heulen und wusste, sie würde vor ihren Kollegen an dem Tatort sein, der nur zwei Minuten von ihrem Haus in der Mersey Road entfernt lag. In den zwölf Jahren, die sie Gewaltverbrechen aufklärte, war noch keines so nah an ihrem Zuhause verübt worden.

Vor ein paar Minuten erst hatte Eve vor ihrem Haus geparkt. Im Schlafzimmer war das Licht angegangen, und im selben Moment hatte ihr Handy geklingelt. Während sie den Anruf entgegennahm, hatte sie durch die wabernden Nebelschwaden zum Schlafzimmerfenster hochgeschaut, wo Thomas, ihr Mann, als Silhouette zu sehen gewesen war. Und die Stimme von DS Karl Stone war über Lautsprecher durch den Wagen geschallt.

„Eve. Ein Haus an der Serpentine ...“

„An der bin ich gerade vorbeigefahren, über die Aigburth Road.“

„Dort findet scheinbar ein Blutbad statt.“ Von der Magengegend aus hatte sich kaltes Unbehagen in ihrem Körper ausgebreitet, bis unter die Kopfhaut und in die Zehenspitzen. „Hör dir die Aufnahme von der Zentrale an. Aber mach dich auf etwas gefasst.“

Motor wieder an. „Spiel's ab, Karl!“ Wenden in drei Zügen. Am Ende der Mersey Road war sie rechts auf die Aigburth Road abgebogen, der schrillen Stimme einer verängstigten Jugendlichen lauschend.

„Ich hab meine Zimmertür abgeschlossen ...“

Zimmertür? Clay gab Gas.

Man konnte hören, wie jemand gegen besagte Tür trat oder schlug, und außerdem einen rhythmischen Sprechgesang. Es waren mehrere Stimmen, Stimmen ohne Mitgefühl. Was sie sagten, war nicht zu verstehen.

„Wie viele von deiner Familie sind im Haus?“ Mit der professionellen Ruhe der Telefonistin war es vorbei, als sie Holz splintern hörte.

„Sechs!“

„Wie viele Täter sind es?“

„Ich hab drei gesehen.“

Die Tür krachte. Das Mädchen heulte auf und schrie nach seiner Mutter. Durch die Schreie hörte man seltsame Schnalzlaute der Einbrecher und abgehackte Silben. Dann war es plötzlich still. Die Verbindung war unterbrochen worden.

„Karl, wo bist du?“

„Ich bin gerade aus Garston raus. Ich gebe Vollgas.“

„Riley und Hendricks?“

„Hab sie von der Zentrale aus anrufen lassen, damit sie zum Tatort fahren.“

„Finde raus, wo sich das nächste Spurensicherungsteam aufhält.“

Nachdem sie aufgelegt hatte, spähte sie angestrengt in den Nebel auf der Schnellstraße vor ihr. Das Leuchten einer roten Ampel hing wie ein blutiger Fleck in dem Dunst. Clay spürte, wie ihre Nervosität vom Kopf zum Herzen und von da in den Bauch vordrang.

Die Serpentine war nur noch eine Minute entfernt, und für einen Moment beflügelte sie die Hoffnung, die Einbrecher könnten noch im Haus oder wenigstens in der Nähe sein. Ihr Puls beschleunigte sich bei der Aussicht sie zu stellen, doch sofort zog sich ihre Brust zusammen, als die Stimme der Erfahrung ihr zuflüsterte.

Die Umstände sind gegen dich. Du kommst zu spät. Sie sind längst weg.

Als Clay von der breiten Aigburth Road in die s-förmig verengte Einmündung der Serpentine bog, veränderte sich der Nebel. Er wurde dünner und zog sich zurück, als ob die Straße ihn einatmen würde, um ihn in der Dunkelheit zwischen den freistehenden Häusern umzuwälzen.

Andererseits, Eve ...

Während sie durch die Serpentine raste, schälten sich rechts und links hohe Gestalten aus dem Dunst; die Alleebäume, beschienen von viktorianischen Straßenlaternen. Im gelben Licht der Lampen tauchten die gepflegten Vorgärten und Häuser wohlhabender Bürger aus dem wispernden Nebel auf.

Zwei Lichtflecke näherten sich ihr aus der Gegenrichtung: ein Auto, das langsamer wurde, als Clay ihren Wagen auf der Fahrbahn querstellte. Wenn das die Täter waren, würden sie nicht an ihr vorbeikommen.

Das fremde Fahrzeug hielt an. Die Fahrertür ging auf, und eine große Gestalt stieg aus, deren Silhouette Clay sofort erkannte. Als sie aus dem Wagen sprang, hörte sie Autosirenen näherkommen, doch die Stille, die nach den Schreien des Mädchens eingetreten war, spürte sie immer noch wie nasse Watte in den Ohren.

Die Gestalt rief „Eve?“, und DS Karl Stone trat in den gelben Lichtkegel: ein großer hagerer Mann mit vorzeitig ergrautem, glatt zurückgekämmtm Haar und einem dunklen Mantel, der ihm drei Nummern zu groß war. *Wie ein Geier in Menschengestalt*, dachte sie.

Das schmiedeeiserne Tor zum Grundstück stand weit offen.

Auf dem Weg in den Vorgarten schaltete Stone seine Taschenlampe ein und richtete sie über Clays Schulter hinweg auf den Weg. Das Eis darauf war festgetreten und hart wie Stein, keine Spur von menschlichen Fußabdrücken.

„Das nächste Spurensicherungsteam?“

„Versucht gerade einen Megaverkehrsunfall auf der Upper Parliament Street in Toxeth zu umfahren.“

„Ich muss da jetzt rein“, sagte Clay. „Rettungswagen?“

„Kommt von der Ullet Road.“

„Vielleicht hat drinnen jemand überlebt. Ich werde allein reingehen, um die Kontamination des Tatorts so gering wie möglich zu halten.“

„Und wenn die Täter noch da sind?“

„Dann rufe ich dich. Bleib an der Haustür.“

Beim Näherkommen sah sie, dass die Tür halb offen stand, so als sollte hier ein Familiengeheimnis fremden Blicken preisgegeben werden. Dahinter war es dunkel. Die befremdliche, hässliche Stille im Hausflur zog Clay wie magisch an.

„Taschenlampe bitte, Karl.“

Er reichte sie ihr über die Schulter. Clay beleuchtete die Hauswand über dem Türsturz und hielt inne. Sie hatte plötzlich ein Gefühl, als würden ihr zarte Finger auf den Scheitel klopfen. Der Lichtstrahl offenbarte eine diskret angebrachte Überwachungskamera.

„Besorg dir gleich als erstes die Aufnahme, Karl. Wenn die Täter hier eingedrungen sind ...“

„Beschissene Sichtverhältnisse, Eve.“

Die Umstände sind gegen dich.

„Genau das ist der Grund“, sie fischte ein paar blaue Überschuhe aus der Manteltasche und zog sie an, „weshalb die Täter heute Abend gekommen sind.“

Mit dem kleinen Finger drückte sie die Tür weiter auf, bis genug Platz war das Haus zu betreten, ohne eine der Flächen zu berühren.

Clay leuchtete systematisch den dunklen Flur ab und erstarrte vor Entsetzen. Im nächsten Moment musste sie an sich halten, um nicht die Flucht zu ergreifen. „Was zum Teufel ...“, hörte sie sich flüstern.

... hat heute Nacht hier gewütet, schloss sie in Gedanken.

2

23.59 Uhr

In dem dunklen Flur wurde die Stille vom Klingeln des Festnetztelefons unterbrochen.

„Polizei!“, rief Clay. „Wenn Sie mich hören können, melden Sie sich!“

Während sie weiterging, verlor sich ihre Angst. Sie wurde ersetzt durch eine Neugier, die ihr Mund und Kehle austrocknete und ihr Herz schneller schlagen ließ. Das Verlangen, möglichst schnell möglichst viel zu erfahren, schärfte ihre Sinne. Die Dunkelheit wurde klarer, Umrisse traten deutlicher hervor. Die Stille bis zum nächsten Klingeln füllte sich mit den kleinen Geräuschen, die aus dem Haus kamen, und jenen, die von draußen hereindrangten. Clay konnte das Wispern der Fußbodenheizung ebenso hören wie das des Windes, der über das dick verschneite Dach strich. Ihre Wahrnehmung konzentrierte sich völlig auf das Hier und Jetzt.

Ihr Puls raste, als sie instinktiv zur Treppe schaute, die nach oben führte. An ihrem Fuß lagen drei Leichen. „Wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie!“

In irgendeinem Zimmer tickte eine Uhr, und der Geruch des Bluts, das Wände und Boden besudelte, legte sich als metallischer Geschmack auf ihren Gaumen. Er war so allgegenwärtig, als wäre jeder Staubpartikel in der Luft blutgetränkt. *Wie in einer Fleischerei ohne Belüftung*, dachte sie.

Als sie beim nächsten Schritt den Fuß vom Teppich hob, fühlte und hörte sie ein klebriges Reißen. Clay leuchtete über den Boden und bahnte sich einen Weg an den länglichen Blutspuren vorbei zu den drei Leichen an der Treppe.

Das Telefon lag auf ihrem Weg. Dort angekommen blieb sie kurz stehen, um auf das Display zu schauen.

„Kar! Überprüfe folgende Mobilfunknummer: 07700934763. Wem gehört der Anschluss, und von wo hat er angerufen?“

Das Klingeln hörte auf, und der Anrufbeantworter sprang an.

„*Sie haben den Anschluss der Familie Patel gewählt ...*“ Die Stimme der Mutter, vermutete Clay, inzwischen bei den Opfern angelangt.

Ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren. Eine ältere Frau. Ein Mann mittleren Alters. Im Schein der Taschenlampe sahen sie aus wie von Hunden zerfleischt. Die Köpfe waren zertrümmert.

„Wir können Ihren Anruf im Augenblick leider nicht entgegennehmen ...“

Die Leichen waren so arrangiert worden, dass sich ein unregelmäßiges Viereck ergab.

Die alte Frau lag auf der Seite, den Kopf auf die Schulter gelegt, den linken Arm ausgestreckt. Der Mann, ebenfalls auf der Seite liegend, hatte die Arme über den Kopf gehoben und berührte mit den Fingern die Füße der Frau, die Hüfte angewinkelt, so dass sein Körper einen rechten Winkel bildete. Seine Füße wiederum berührten den Kopf des Mädchens, das zwischen ihnen auf dem Rücken liegend, die Füße am Kopf der Frau, die beiden Erwachsenen verband und so eine vierte Linie bildete. Ein kleines Mädchen von Vater und Großmutter im Tode in ihre Mitte genommen.

Clay prägte sich die sorgfältige Anordnung der Leichen ein.

„Aber wenn Sie uns nach dem Signalton eine Nachricht hinterlassen möchten ...“

Als von der Haustür Nebel hereinschwebte, spürte sie Wärme vom Boden aufsteigen – die Wärme der noch nicht erkalteten Körper.

„... rufen wir Sie schnellstmöglich zurück.“

Der Signalton folgte. Stille. Dann atmete der Anrufer hörbar aus, es klang wie der letzte Seufzer eines Sterbenden. Er flüsterte noch etwas, so leise, dass es nicht zu verstehen war, dann legte er auf.

Die Augen des Mädchens standen weit offen, als würde sie über etwas staunen. Sie war ein paar Jahre älter als Clays Sohn Philip, aber ihre langen Haare hatten dieselbe Farbe. Schnell kappte sie die gedankliche Verknüpfung und drängte sie zurück. *Weiter, weiter mit der Arbeit ...*

Sie schwenkte den Lampenstrahl durch den Flur und fand blutige Schleifspuren, wo die Toten zur Treppe gezogen worden waren. Behutsam ging sie daran vorbei.

„Polizei!“, rief sie zum ersten Stock hinauf und betrat die Stufen.

Sie ging an der blutbeschmierten Tapete entlang. Die roten Spuren dort waren noch nicht ganz getrocknet: ein ungleichmäßiges Viereck mit einer übertretenden Geraden an der oberen linken Ecke.

Clay ging schneller, als sie an einem weiteren mit Fingern gemalten Bild vorbeikam, das wie ein schiefes W aussah. Oben auf dem Treppenabsatz fühlte sie sich von der Anordnung der Leichen und den Zeichen an der Wand an etwas erinnert. Diese Symbole hätten auch aus der Legende einer Landkarte stammen können ...

Was sehe ich da ohne es zu erkennen?

„Eve?“ Stones Stimme drang laut und unvermittelt von draußen herein, doch Clay zuckte nicht mal zusammen. Es tat gut zu wissen, dass sie sich sogar in diesem Fleckchen Hölle völlig im Griff hatte. „Geht’s dir gut?“ Seine Besorgnis war nicht zu überhören.

„Könnte mir nicht besser gehen. Die Täter haben die Wände bemalt.“ Sie drehte sich dem Flur zu. Durch eine offene Zimmertür fiel Lichtschein herein.

„Die Rettungssanitäter sind da!“, rief Stone.

Clay schaute zu den drei weiblichen Leichen, die im oberen Flur lagen. „Zu spät. Keine Überlebenden.“

Ihre Taschenlampe flackerte, verlosch und leuchtete wieder auf. Sie schaltete sie aus und ließ die Umgebung auf sich wirken. Alle Türen in ihrem Blickfeld standen weit offen. Draußen pfiiff und seufzte der Wind, drückte sich an die Wände und strich über das Schrägdach, umfing das Haus wie eine tote Geliebte.

Sie schaltete die Taschenlampe wieder ein. Beim Anblick der drei Toten hier oben wusste sie mit Bestimmtheit, dass sie der einzige lebende Mensch im Haus war.

Ein zweijähriges Mädchen.

Clay sah weg.

Sie richtete den Blick auf den Teenager, dessen Angst sie durch den Mitschnitt des Telefonanrufs miterlebt hatte.

Schließlich die danebenliegende Mutter.

Die drei bildeten ein krummes W.

In der Mitte war der Teenager gerade hingelegt worden, mit den Füßen unmittelbar an der Wand. Rechts daneben lag das Schwesterchen mit angewinkelter Hüfte, die Füße der Kleinen berührten die Knie der Großen. Links daneben lag schräg die Mutter, ihre Füße reichten an die ihrer älteren Tochter.

Clay konzentrierte sich zunächst auf die Mutter. Bei den Füßen angefangen zog sie den Lichtstrahl die Beine entlang bis zum blutigen Gesicht. Die Augen fehlten.

Was solltest du nicht sehen?

So schnell und sorgfältig wie möglich sah sich Clay als Nächstes in den oberen sieben Räumen um und stellte fest, dass das Gemetzel in den zwei Kinderzimmern stattgefunden hatte. Sie begab sich wieder nach unten. Bei dem blutigen Viereck an der Wand hielt sie inne und blickte auf die Leichen am Fuß der Treppe hinab. Ihre Anordnung entsprach der Form des Symbols, genau wie das schiefe W die Lage der drei weiblichen Leichen in der oberen Etage abbildete.

Unten angelangt manövrierte sie sich vorsichtig an Wand und Schleifspuren vorbei, ohne etwas zu berühren.

Am Ende des langen breiten Flurs lag die Küche mit der Tür zum Garten. Dort war es dunkler als im übrigen Haus. Die Hintertür stand halb offen und wurde vom Wind weiter aufgeschoben.

Clay drückte den Lichtschalter.

Im ersten Moment erschienen Kachelboden, Wände und die schwarz-silberne Einbauküche ganz normal. Dann entdeckte sie Blutspritzer oben an den Wänden und an der Decke.

Es waren drei deutlich unterscheidbare Stellen. Eine bei der Hintertür, eine in der Raummitte und eine bei der Tür zum Flur. Großmutter. Vater. Tochter.

Sie schaute sich in der Küche um: Alles stand an seinem Platz. Auf dem Weg zur Haustür rief sie: „Karl, wo sind Riley und Hendricks?“

„Hier.“

„Bildet drei Teams. Durchkämmt die Nachbarschaft. Die könnten noch in der Nähe sein.“

Sie blieb beim Anrufbeantworter stehen. Eine rote Eins blinkte im Display. Sie schaltete ihr Handy auf Aufnahme, drückte auf Play und zählte die Sekunden des Schweigens. Fünf. Dann das schwere Seufzen. Und ein winziges Geräusch.

Ihr kam ein Gedanke, gegen den sie sich noch wehrte, und beschloss fürs erste, weder mit Stone noch mit jemand anderem darüber zu sprechen: Die Täter hatten mit Absicht angerufen, sobald sie am Tatort gewesen war.

Sie trat in die Kälte hinaus. Die Mörder waren also noch in der Nähe. Ihre ruhige Entschlossenheit zerstob.

Zornige kleine Götter, berauscht von Blut und Macht, draußen verborgen im Nebel.

Unwillkürlich dachte sie an ihr Zuhause, an Thomas und Philip, die nur zwei Minuten entfernt waren.

Zweiter Tag

((Bitte Zeichnung Pfeil einfügen, wie im Original!))

3

0.12 Uhr

Die Ausläufer des Sturms, die sich noch über der Stadt befanden, trieben Schneewehen gegen die Außenmauern der Gebäude auf dem Klinikgelände. Zwischen den Bauten fing sich der Wind, trieb den Schnee in wütenden Böen umher und stöhnte vor der Eingangstür der geschlossenen Station. Obwohl alle Eingänge der psychiatrischen Klinik Ashworth verschlossen waren – angefangen bei der Toreinfahrt, über die Türen der Gebäude bis hin zu den Zimmern der Patienten –, heulte der Sturm weiter: *Niemand rein, niemand raus.*

Die Klinik war nun seit sieben Jahren Adrian Whites Zuhause, und sie war der Ort, an dem er seine sterbliche Hülle eines Tages aufgeben würde. Doch in seinem verriegelten Zimmer empfand er die Einrichtung nicht als staatliche Hochsicherheitsklinik sondern als Dorf in einem Andersen-Märchen. Ein Dorf mit einer Mauer, die die Welt vor den Krankheiten abschottete sollte, die sie so sehr fürchtete. Und eine Mauer, die White von der Welt abschottete sollte, die ihn als böseartig etikettiert hatte.

Er drehte sich zum Fenster und beobachtete den Schnee, lauschte dem Wind, der das Gebäude im Würgegriff hatte. Die Aussicht wurde jedoch gestört durch vier in das Sicherheitsglas eingelassene Gitterstäbe.

White bemerkte, dass der Sturm allmählich nachließ und auf die Irische See hinauszog. Er schien direkt über ihm langsamer zu werden, um durch das kleine Fenster in das verschlossene Zimmer zu spähen. Zwei Naturgewalten, die einander betrachteten.

White stellte sich vor, er dringe durch die Hauswand der geschlossenen Abteilung und steige schwebend in die Nachtluft auf. Sein Körper zerbarst, und er wurde eins mit dem weiterziehenden Sturm. Durch den Schnee treibend suchte er mit seinem geistigen Auge das eigene Zimmer und blendete alles aus bis auf dieses eine dunkle, senkrecht unterteilte Rechteck: sein Fenster.

Er sah sein Spiegelbild in der Scheibe, die leuchtende Gestalt eines Mannes, der sich im heulenden Wind und dem Schneegestöber bewegte.

Und hinter der Spiegelung sah er seinen sterblichen Körper in dem Zimmer, nackt auf einem Stuhl sitzend, das Schneetreiben beobachtend. Er musterte sich von unten nach oben, betrachtete die nackten, nebeneinander aufgestellten Füße. Folgte den Konturen seiner Beine, der schlanken, muskulösen Waden hin zu den gebeugten Knien, den flachen Oberschenkeln und den Genitalien.

Konzentriert besah er seine Hüften, die schmalen femininen Hände, seine langen, zierlichen Finger, die das Leben so vieler ruhig ausgezählt hatten.

Arme und Oberkörper waren unbehaart, von Muskeln geformt. Er hatte kein Gramm Fett am Leib und besaß Schultern, die die Last von Himmel, Erde und Hölle zu tragen vermochten und durch Zeit und Raum getragen hatten. Die Tätowierungen rechts und links seines Herzens waren nur zu erahnen, verbargen sich in den Schatten des dunklen Zimmers.

Sein geistiges Auge blickte von draußen in den Raum direkt auf sein irdisches Antlitz. Doch er sah dort nichts. Keine Gesichtszüge, nur ein glattes Stück Haut. Weder wusste er noch konnte er erkennen, wie er aussah; konnte sich nicht an sein Gesicht erinnern, nur an seine Augen.

In jenem anderen Leben war er immer mit einer Sonnenbrille durch die Straßen gegangen, um sich vor der Neugier fremder Menschen zu schützen.

Die Haut, die sein ganzes Gesicht bedeckte, bewegte sich nun, so als wollte er sich etwas zurufen. Doch zu hören war nichts, bloß der Wind mit seiner Hymne an das Chaos.

Sein Ich in dem schneegefüllten Himmel ging in das Pandämonium über und zog fort in Richtung Westen zu den wimmelnden schwarzen Wassern der Irischen See.

Dann: Schritte.

Die Magie verschwand, und sein Geist kehrte in seinen Körper zurück.

Von seinem Stuhl aus, dem einzigen Möbelstück in seinem Zimmer, das nicht an den Boden geschraubt war, hörte er jemanden kommen. Er erkannte jeden Pfleger an seinem Schritt; erkannte die Angst an der Schwere ihres Gangs, die Hoffnungen und Träume an der Länge ihrer Schritte, ihr Elend an der Stille zwischen den Schritten. Er erkannte sie auch an ihrer Art zu atmen oder den Atem anzuhalten, wenn sie durch das schmale Fenster in seiner Zimmertür zu ihm hereinschauten.

Und ihre Gedanken erreichten seinen Geist als kreuz und quer fliegende elektrische Impulse, klinische Floskeln, die durch ihre Gehirne stromerten.

... eine Gefahr für die Allgemeinheit ... eine Gefahr für sich selbst ... Gefahr gewaltsamer Übergriffe ... Fluchtgefahr ... Gefahr für die Sicherheit ...

White spürte den prüfenden Blick durch den Beobachtungsschlitz. Der Pfleger drehte den Dimer hoch, um den im Dunkeln sitzenden Patienten besser sehen zu können.

„Ausschalten.“ Das Licht erlosch wieder. „Was wollen Sie, Richard Taylor?“, fragte White in singendem Tonfall.

„Ich sehe nur nach Ihnen.“

Innerhalb der Mauern war es still. Außerhalb heulte der Wind und verschaffte White ein körperliches Behagen, das ihn vollständig einnahm und dem er sich zutiefst dankbar hingab.

Der Pfleger entfernte sich. Der Moment war vorbei.

„Richard Taylor“, sagte White, und Taylor kam zurück. „Hören Sie.“

„Ja?“

„Ich will mit einem Sozialarbeiter sprechen.“

„Warum?“

„Warum wollen Sie das wissen?“

„Sie sind seit sieben Jahren hier. Und Sie haben bisher nichts gewollt außer der völligen Abschottung von den übrigen Patienten aus religiösen Gründen.“

White sah, dass es nicht mehr so stark schneite. Der Nordwind peitschte die Sturmwolken dem Meer zu.

„Warum wollen Sie also plötzlich mit einem Sozialarbeiter sprechen?“, hakte der Pfleger nach.

„Möchten Sie hereinkommen, Richard Taylor?“

Taylor antwortete nicht, ging aber auch nicht weg. Seine Anwesenheit führte White in seine Kindheit zurück und rief ihm in Erinnerung, wie es war, einen Nachtfalter aus einer Papiertüte direkt in eine Kerzenflamme fliegen zu lassen.

„Um Ihre Zelle zu betreten, müsste ich Kollegen mitbringen und einen sehr guten Grund haben. Und das wird nicht passieren. Warum also der Sozialarbeiter?“

„Weil es angefangen hat.“

„Was hat angefangen?“

„Können Sie es nicht hören?“

„Ich höre den Wind.“

„Dann hören Sie nicht richtig hin.“

„Worauf soll ich denn hören?“

„Auf das Öffnen und Schließen der Türen.“

„Sie meinen hier? In der Ashworth-Klinik?“

„Sie dürfen die Tür vor Ihnen erst öffnen, wenn die Tür hinter Ihnen verschlossen ist. So wird es verlangt, nicht wahr?“

„Welche Tür?“, fragte Taylor.

Adrian White saugte die Verzweiflung in Taylors Stimme in sich hinein. „Wissen Sie, was Sie tun müssen, Mr Taylor?“

„Was?“

„Wenn Sie um sieben Uhr früh die Übergabe machen, sagen Sie den anderen Pflegern, dass ich schnellstmöglich einen zugelassenen Sozialarbeiter sprechen muss. Wenn es nicht dazu kommt, werde ich sehr wütend werden. Verstehen Sie, Mr Taylor?“

„Ich werde dafür sorgen.“

„Gehen Sie jetzt, Richard Taylor, bevor sich die anderen wundern, warum Sie so lange brauchen.“ Durchs Fenster sah er einen Streifen Rot am Nachthimmel aufleuchten.

„Was meinten Sie damit: Es hat angefangen?“

Der Wind heulte. Voller Ekstase.

„Holen Sie mir einen Sozialarbeiter. Und jetzt schwirren Sie ab.“

Taylor entfernte sich auf Zehenspitzen und mit einer Geschwindigkeit, die White gefiel. Am nächsten Morgen würde er einen Sozialarbeiter mitbringen und Whites Bitte erfüllen. Der rote Streifen am Himmel wurde breiter.

Er dachte an eine Frau und fragte sich, ob auch sie zum Himmel geschaut und gesehen hatte, wie das Rot aus der Dunkelheit auftauchte. Er stellte sich ihr Gesicht vor, eine Armeslänge von sich entfernt, wie es damals gewesen war. Und er wiederholte die Abschiedsworte ihrer letzten Begegnung: „Die rote Wolke wird aus dem Bauch der Stadt aufsteigen, und dann wird der Fluss voller Blut sein.“

Die rote Wolke stieg schnell.

4

0.12 Uhr

Nach dreimaligem Klingeln, das eine Ewigkeit zu dauern schien, hob jemand bei Clay zu Hause ab.

„Eve?“ Sie war erleichtert, Thomas' Stimme zu hören. Er klang hellwach und besorgt. „Wo bist du?“

„Im Auto vor einem Tatort. Auf der Serpentine.“

„Auf der Serpentine?“

„Sechs Tote, eine ganze Familie.“ Von ihrem Wagen aus, wo sie verhältnismäßig ungestört war, sah sie zu, wie ein kleiner Leichensack durchs Tor zu der offenen Hecktür eines Leichenwagens getragen wurde. „Bist du bei Philip?“ Sie redete hastig und hörte, dass ihre Stimme krächzte.

„Eve, es ist alles in Ordnung. Er liegt im Bett und schläft.“

„Bist du bei ihm?“

„Ich gehe gerade aus unserem Schlafzimmer in seines hinüber. Du klingst nicht wie sonst. Was hast du gesehen?“

„Mach die Haustür nicht auf, Thomas.“ *Sie können noch hier irgendwo sein.* „Und achte auf jedes Geräusch von draußen. Was ist mit Philip?“

„Er liegt im Bett, er schläft. Das Nachtlicht brennt. Ich werde jetzt das Telefon hinhalten, damit du ihn atmen hörst.“

Lauschend erkannte sie das einzigartige Geräusch ihres atmenden Kindes, wie es friedlich in seinem Bett schlief. Sie sah sich selbst in Philips Zimmer stehen, in dem vom Flur einfallenden Licht seine weichen Züge betrachtend. Könnte sie sich doch mit einem Fingerschnippen dorthin versetzen und durch eine unbezwingbare magische Kraft am Boden festwachsen!

Sie wollte sich so gern über ihn beugen und seine Wange küssen wie vor zwei Jahren, als er gerade seine ersten Atemzüge getan hatte und nackt an ihrer Brust lag, sein Gesicht faltig und ernst, auf dem Kopf dunkle Haarbüschel. Seine Augen waren fast noch blind und hatten trotzdem in ihre geblickt, mit einem Lichtpunkt in den Pupillen wie zwei Sterne am Nachthimmel.

Doch Clay war weder zu Hause noch auf der Geburtsstation. Sie saß vor einem Haus, wo gerade jemand sechs Mitglieder einer Familie abgeschlachtet hatte. Wo in diesem Moment das nächste tote Kind im Leichensack durch den Nebel getragen und zu seinen Geschwistern, Eltern und der Großmutter in den Leichenwagen gelegt wurde.

„Eve?“

„Ich danke dir, Thomas.“ *Für die Rettungsleine aus einer Welt, in der es sich zu leben lohnt, mit Menschen, die ich liebe und die mich lieben.*

„Was hat sich da abgespielt?“

„Bleib bei Philip. Bleib bei ihm, bis ich nach Hause komme. Lass ihn nicht aus den Augen. Versprich mir das, Thomas.“

„Ich verspreche es. Wann wirst du wieder hier sein?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie wär’s, wenn ich ihn filme und dir die Aufnahme aufs Handy schicke?“

DC Gina Riley kam über den Bürgersteig auf sie zugeeilt. Ihr offener Mantel flatterte im Wind. Es tat gut, sie zu sehen.

„Ja, bitte. Ich muss auflegen“, sagte Clay.

„Ich liebe dich, Eve.“

„Ich dich auch. Philip ...“

„Wer ihm was tun will, muss zuerst an mir vorbei. Ich schicke dir den Film.“

Als Clay auflegte, wurde die Beifahrertür geöffnet. Gina Riley setzte sich neben sie und brachte kalte Luft mit herein.

„In den Straßen wimmelt es von Kollegen. Jeder verfügbare Mann ist da draußen von Dingle bis Speke, von Aigburth bis Old Swan und noch weiter“, sagte sie.

„Hör dir das mal an, Gina.“

Clay spielte ab, was sie vom Anrufbeantworter der Familie Patel aufgenommen hatte. Der Signalton war zu hören, und in der anschließenden Stille sagte sie: „Dieser Anruf kam, kurz nachdem ich das Haus betreten hatte.“

Dann der Seufzer und das Flüsterwort. Und Stille.

„Als ich das aufgenommen habe, kam mir ein Gedanke, Gina. Welcher wohl?“

„Sie haben dich hineingehen sehen. Der Anruf war für dich bestimmt“, antwortete Riley.

„Ja, genau das habe ich gedacht.“

5

0.16 Uhr

Riley war eine kleine rundliche Frau mit blonden Haaren und einem verträumten Gesichtsausdruck, hinter dem sich ein blitzschneller Verstand verbarg. Vom Äußeren her wirkte sie wie das Gegenteil von Eve, die groß und schlank war und die schwarzen Haare lang trug, zum Pferdeschwanz gebunden.

Clay lehnte den angebotenen Spearmint-Kaugummi ab, doch sie bemerkte Rileys knallroten Lippenstift, als die sich einen Kaugummi in den Mund schob. Ihr entging auch nicht der elegante schwarze Hosenanzug unter Rileys Mantel, der ihrer Figur schmeichelte.

„Fescher Zwirn, Gina.“

„Ich sehe aus wie ein Zwerg im Cocktailkleid. Ich war gerade auf dem Heimweg von einer Abendgesellschaft, als ich hergerufen wurde. Ich war mit Fahren dran und Tommy mit Rotweinsaufen. Passte also ganz gut.“

„Im Gegenteil. Es wäre besser, du hättest ein paar Drinks intus“, meinte Clay auf das Haus deutend. Ihr Blick fiel in den Rückspiegel und auf das feine Netz aus Falten rings um ihre dunkelbraunen Augen.

„Woran denkst du?“, fragte Riley.

„Wenn du drinnen bist, sieh dir an, was die Täter an die Wände geschmiert haben. Es sind zwei Symbole.“

Durch den Nebel konnte man die Fenster als verschwommene gelbe Flecken sehen, da im ganzen Haus nun Tatortlampen brannten. DS Terry Mason, der seit über zwanzig Jahren bei der Spurensicherung arbeitete, kam gerade heraus, trat durchs Tor und schaute benommen drein wie ein Anfänger.

Clay kurbelte das Fenster runter und rief ihm zu: „Terry!“

Er sah zu ihr. „Sie können jetzt reingehen.“

„Danke.“ Ihr Blick fiel auf einen kleinen Asservatenbeutel, den er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. „Was ist das?“

Er hielt ihn ihr näher hin. Der Inhalt sah aus wie Schlamm, entpuppte sich bei genauerer Betrachtung jedoch als nasse Asche. „Hab ich im Schnee an der Hintertür gefunden, die von der

Küche abgeht.“ Damit wandte er sich um, schaute traurig zum Haus und ging über die Trittplatten der Spurensicherung zurück Richtung Haustür.

Clay und Riley stiegen aus dem Auto. Aus dem offenen Fond des Beweissicherungswagens griffen sie sich jeder einen Schutzanzug, in den sie hineinstiegen.

„Was soll ich tun?“, fragte Riley.

„Bei mir bleiben. Ich will mich noch mal umsehen, jetzt, wo alles ausgeleuchtet ist. Dann flitze ich zum Royal Hospital und schau mir die Post-Mortems an. Bleib im Haus und häng dich an Mason. Quetsch ihn aus, welchen Eindruck er vom Tatort hat, was genau er an Fakten hat. Und fotografiere die Zeichnungen.“

Clay blieb bei dem Streifenpolizisten am Tor stehen, der protokollierte, wer den Tatort betrat und verließ. „Sergeant Cooper, ich brauche DS Stone im Haus. Wenn er von der Befragung der Nachbarn zurückkommt, schicken Sie ihn rein.“

Durch den festgetretenen Schnee fühlten sich die Trittplatten instabil an, und der Gang vom Tor zum Haus erinnerte sie an die Überquerung einer Seilbrücke.

„Wo ist Hendricks?“, fragte Riley.

„Der leitet die Zeugensuche in der Nachbarschaft.“ Clay hielt an der Haustür inne, um auf die Überwachungskamera zu deuten. „Karl hat sich die Aufnahmen schon besorgt.“

„Wir könnten die Täter in den nächsten vierundzwanzig Stunden schnappen.“ Riley legte einen Optimismus an den Tag, den Clay nicht teilte. Sie dachte an den Nebel, der den Mördern Deckung gegeben hatte. An die fehlenden Augen der Mutter.

„Beschissene Sichtverhältnisse, wie Karl schon meinte. Die Täter werden kaum zu erkennen sein. Hast du dir den Mitschnitt von der Zentrale angehört?“

„Nein. Aber ich hörte davon. Ist es so schlimm, wie alle behaupten?“

„Sie klingen wie Tiere, sadistische Bestien. Machten diese sonderbaren Schnalzlaute. Bist du bereit reinzugehen?“

Riley nickte.

„DS Mason!“, rief Clay. „Wir kommen jetzt rein.“

Die feuchte Haustür, bedeckt mit dunklem Fingerabdruckpulver und Schmierflecken in Hüfthöhe und rings um das Sicherheitsschloss, wurde langsam von innen geöffnet.

„Eve?“ Hinter ihr näherte sich Stone dem Haus. An der Tür angelangt, gab er ihr ein Blatt Papier, auf dem er etwas notiert hatte:

Hanif Patel, Vater, über 50.

Kate Patel, Mutter, zwischen 40 und 50.

Nadia Patel, Großmutter väterlicherseits, über 70.

Alicia Patel, 15.

Jane Patel, 7.

Freya Patel, 2.

„Namen und Alter der Opfer habe ich von den Nachbarn nebenan.“

„Danke“, sagte Clay und drückte die Haustür weiter auf. Bei voller Beleuchtung bewirkten die blutigen Schmierereien und die Schleifspuren auf dem Teppich entsetztes Schweigen.

Schließlich stieß Riley den angehaltenen Atem aus. „Was für eine Sauerei.“

„Das kannst du laut sagen“, bekräftigte Clay. „Lass uns anfangen.“

6

0.23 Uhr

„Terry!“ Auf der Treppe rief Clay nach DS Mason, während sie erneut die blutigen Symbole an der Wand betrachtete. Er erschien an der obersten Stufe mit einer Digitalkamera in der Hand. „Haben Sie so was schon mal gesehen?“

Er schüttelte den Kopf, und Clay wusste mit einem Mal, wie Columbus sich gefühlt haben musste, als sein Schiff weit von zu Hause wegsegelte. Von der Treppe aus schaute sie zu der Stelle hinunter, wo Vater, Großmutter und Kind ein unregelmäßiges Viereck gebildet hatten. Dann hinauf zu dem Flur, wo Mutter und Töchter so platziert worden waren, dass ihre Körper die Form eines krummen W ergaben. Die Formen rührten tief in ihrem Hinterkopf an eine Erinnerung.

Das habe ich schon mal irgendwo gesehen, dachte sie. Und gleichzeitig fragte sich, ob sie in der kurzen Zeit zwischen ihrer ersten und der zweiten Begehung des Tatorts einer geistigen Täuschung aufgesessen war. In ihrem Innern verspürte sie plötzlich Wärme, und es war ihr, als sehe sie ein mattes Licht, das heller zu werden versprach.

„Eve?“ Sie drehte sich zu Stone um. „Der Nachbar nebenan hat erzählt, dass Kate und Hanif Patel vor über zwanzig Jahren mit Hanifs Mutter Nadia hierhergezogen sind. Alle vier Kinder wurden hier geboren.“

„Vier?“

„Sie haben noch einen Sohn, Sandy. Er studiert in Durham.“

„Ist er verständig worden?“

„DS Deborah Abbott von der Opfer- und Angehörigenbetreuung in Durham bringt ihn gerade zurück nach Liverpool.“

„Hast du dir schon die Aufnahmen der Sicherheitskamera angesehen, Karl?“

„Einen Teil. Die Bildqualität ist armselig. Mieses Wetter und Schmutz auf der Linse. Der Festplattenrecorder ist auch ziemlich veraltet. Es sieht aus, als hätte die Kamera durch Wolken gefilmt.“ Stone zeigte Clay eine Festplatte. „Zwei Aufnahmen, eine von der Haustür und eine an der Hintertür. Keine innerhalb des Hauses. Irgendwas ist defekt. Als ich ausgewählte Dateien angeklickt habe ...“

„Schon gut, Karl. Technische Details interessieren mich nicht. Hast du die Daten sichergestellt?“ Er hielt einen USB-Stick hoch. „Gut, fahr zurück zur Trinity Road und melde dich, sobald du die Aufnahmen auf dem Bildschirm hast. Die Mörder könnten durchaus darauf zu sehen sein.“

Als Clay oben im Flur ankam, flammte Blitzlicht auf. Die Kollegen von der Spurensicherung fotografierten gerade die Zimmer der Mädchen, die rechts und links von der Stelle lagen, an der ihre Leichen und die der Mutter platziert worden waren. Im Blitzlichtgewitter glaubte Clay einen Moment lang Dinge zu sehen, die nicht da waren: die drei Toten, die ein W bildeten.

Doch dort vor ihr lag nichts mehr.

Sie ging zum Zimmer des älteren Mädchens. Riley stand bereits in der Tür und betrachtete den persönlichen Rückzugsort des Teenagers.

„Sie hieß Alicia“, sagte Clay. „Sie war fünfzehn.“

Die Tür hing im Rahmen in einer verbogenen Angel. Alles schien zu verblassen, und Clay hörte wieder die Stimmen der Mörder, dieses unmenschlich klingenden Rudels, und die in die Enge getriebene Alicia, die in einem fort nach ihrer Mutter schrie.

Das Klicken der Kameras verschmolz in ihrem Kopf mit den Schnalzlauten der Täter.

Sie ließ ihre Gedanken wandern und wurde von einem Gefühl der Resignation überwältigt angesichts dieses sinnlosen Verlusts. Noch vor ein paar Stunden hatte Alicia auf diesem Bett gesessen und Musik von ihrem iPod gehört, der jetzt neben dem Kopfende des Bettes auf dem Teppich lag. Sie hatte von ihrer Zukunft geträumt, von einem Studium, Reisen, einer Karriere, von der Liebe. Genau wie sie selbst es als Teenager getan hatte, jeden Abend in ihrem kleinen Zimmer im Kinderheim.

Es war fast unerträglich, die Boygroup-Poster an der Wand anzusehen, das Schminktäschchen neben dem Spiegel und die herzförmige Collage mit Fotos, auf denen Alicia lebendig und glücklich mit ihren Freundinnen abgelichtet war.

„Hast du einen Geist gesehen?“, fragte Riley.

„Etwas in der Art“, antwortete Clay. „Entschuldige mich.“ Sie machte einen weiteren Schritt in Alicias Zimmer hinein, wo die rosa Wände sie im Blitzlicht der Kameras an verdünntes Blut erinnerten.

Auf dem Bett sah sie den blutigen Abdruck von Alicias Kopf auf dem weißen Kissen und etwas Rechteckiges, das anscheinend unter dem Bezug verborgen war. Sie griff hinein, fand ein Päckchen Zigaretten und schob es in sein Versteck zurück.

„Die Täter haben einen stumpfen Gegenstand benutzt“, sagte Riley. „Terry Mason geht von mindestens zehn Hieben aus. Wir können auch eine Vergewaltigung nicht ausschließen, aber ihre Kleidung wirkte unberührt.“

Mason erschien in der Tür.

„Terry, erzählen Sie mir, was sich hier abgespielt hat“, sagte Clay.

„Die Täter, vermutlich zwei, haben Alicia auf dem Bett festgehalten, während ein dritter sie totschrug.“

Beim Verlassen des Zimmers drehte Clay sich noch einmal um, schaute zum Kopfkissen, auf dem der Blutfleck hervorstach wie ein neuer Kontinent auf einer Landkarte.

Es gibt jemanden, der dich geliebt hätte, dachte sie. Den du auch geliebt hättest, mit dem du dein Leben geteilt und Freude, Sorgen, Kinder, eine Zukunft gehabt hättest. Es tut mir sehr leid, Alicia.

Dann eilte sie die Treppe hinunter und machte sich auf den Weg zum Leichenschauhaus der Universitätsklinik.